

Karin Wunderlich

Der Organismus.

Materialien und Überlegungen zu einem vielschichtigen Begriff und seiner Bedeutung im Personzentrierten Ansatz

Zusammenfassung: Der „Organismus“ ist ein grundlegender, aber in vieler Hinsicht nicht expliziter Begriff im Personzentrierten Ansatz. Um ihm klarere Konturen zu verleihen und ein genaueres Verständnis seiner Rolle im personzentrierten Denken sowie der daraus resultierenden Konsequenzen für die Praxis zu gewinnen, werden bestehende Definitionen, seine Entwicklung im Personzentrierten Ansatz, wissenschaftsgeschichtliche Kontexte und Hintergründe, seine Bedeutung als Bild und Metapher sowie einige seiner wesentlichen Funktionen und Eigenschaften untersucht.

Schlüsselwörter: Organismus, Metapher, Aktualisierungstendenz, Erfahrung, Biologismus, Wachstum

Abstract: The organism. Exploring a complex concept and its role in the Person-Centred Approach. *The organism is a basic, but in many aspects rather poorly outlined concept in the PCA. Aimed at clarifying the term and gaining a better understanding of the resulting consequences for our therapeutic work, the present paper examines the different definitions available, takes a look at its development in the PCA and its context in science and philosophy, reflects on its metaphorical usage, and describes some of its functions and characteristics.*

Keywords: organism, metaphor, actualizing tendency, experience, biologism, growth

Der Organismusbegriff spielt in der personzentrierten Literatur eine eigentümliche Rolle: theoretisch zentral, und unterschwellig stets präsent oder zumindest implizit mitschwingend, bleibt er doch meist unscharf und im Hintergrund. Erst seit kurzem finden sich auch Autoren, die ihm explizit ihre Aufmerksamkeit widmen (vgl. Höger, 2006 ; Tudor & Worrall, 2006). Hier soll er ins Rampenlicht gerückt, von unterschiedlichen Seiten beleuchtet, und auf Wirkung und etwaige Nebenwirkungen untersucht werden.

1. Allgemeine Definitionen und Kontexte

Als erster Schritt dazu bietet sich angesichts der Tatsache, dass es sich nicht um einen ansatzspezifischen Begriff handelt, ein Blick auf Herkunft und Anwendungsbereiche an. „Organismus“ wurzelt im Altgriechischen und hat sich als latinisierende Bildung nach dem französischen „organisme“ im 18. Jahrhundert etabliert (Pfeifer, 1995, S. 955), also zu einer Zeit, als die Biologie begann, sich als eigenständige Wissenschaft zu etablieren. Demgemäß sind die Bilder und Konnotationen zu „Organismus“ eng mit der Entwicklung der Biologie und den unterschiedlichen Auffassungen in diesem Gebiet verbunden.

Im Englischen wie im Deutschen wird der Begriff heute meist als „Gesamtsystem der Organe des lebenden Körpers“ beschrieben, er findet sich als Synonym von „Lebewesen“ und häufig auch als Metapher im Sinne eines größeren Ganzen, eines Gebildes, dessen Teile, Kräfte o. Ä. zusammenwirken (vgl. Collins Cobuild, 1987; Duden, 1996; Brockhaus, 2006; Meyers, 1987; Sykes, 1982). Bereits aus dem allgemeinen Sprachgebrauch wird deutlich, dass ein prüfender Blick auf die Frage, ob sich „Organismus“ im konkreten Fall nun auf die „biologische Einheit“ bezieht, als bildlicher Vergleich gemeint ist, oder z. B. einen philosophischen Bezug hat, stets angebracht ist. Der Begriff bietet ausgiebig Gelegenheit zu mehrdeutiger bzw. recht vielschichtiger Verwendung, wobei im personzentrierten Kontext noch zusätzlich die Möglichkeit einer Vermengung allgemeinsprachlicher und fachspezifischer Aspekte des Begriffs erschwerend hinzukommt.

2. Begriffsentwicklung im Personzentrierten Ansatz

Im personzentrierten Kontext tritt der „Organismus“ bereits mit Rogers' ersten Schritten in Richtung einer Persönlichkeitstheorie in Erscheinung (Rogers, 1951/1983). Von da an ist er recht

durchgängig präsent, vor allem im Zusammenhang mit dem zentralen Konzept der Erfahrung (z. B. Rogers, 1951/1983, S. 101 und 161–162; 1961/1973, S. 37–38 und 110), mit Überlegungen zur „Natur des Menschen“ (insbes. 1957b/1989; 1961/1973, S. 110–113 und 1977/1978, S. 15–19; 1980/1981, S. 7) bzw. in Verbindung mit der Vorstellung von einer gerichteten, konstruktiven Kraft, der „Aktualisierungstendenz“ (z. B. 1951/1983, S. 185; 1961/1973, S. 49; 1980/1981, S. 69–70; 1983, S. 41). Im Index findet er sich jedoch vielfach nicht, und in den meisten Textstellen ist er nicht selbst Thema, sondern kommt mit auffallender Selbstverständlichkeit in der Diskussion anderer Konzepte zum Einsatz. Wer ein prägnantes Beispiel dafür sucht, sei auf „Eine Theorie der Psychotherapie, der Persönlichkeit und der zwischenmenschlichen Beziehungen“ verwiesen, wo Rogers die Überschrift: „I. Theorie der Therapie. Die Natur des menschlichen Organismus“ als Zentrum einer Abbildung präsentiert, die dem Leser helfen soll, einen Überblick über die Beziehungen der verschiedenen Aspekte der Theorie zu gewinnen (Rogers, 1959/1987, S. 18–19). „Organismus“ wird jedoch – im Gegensatz zu 40 anderen theorierelevanten Begriffen – im darauf folgenden Text nicht definiert.

Vermutlich lässt sich dieser Umstand zunächst damit begründen, dass Rogers den Begriff für allgemein bekannt hielt (vgl. Höger, 2006, S. 38). Erst spät machte er konkretere Aussagen dazu: In einem 1974 gemeinsam mit John K. Wood veröffentlichten Text (Rogers, 1983, S. 136) bezeichnet er den Organismus (allerdings auch noch eher nebenbei) als die „Geist und Körper umfassende Gesamtperson“; und auf eine explizite Frage bei einer Theoriediskussion 1981 in Salzburg meint er: „I use the term „organism“ for the biological entity. The actualizing tendency exists in the organism, in the biological human organism“ (Schmid, 1991, S. 127–128).

Auf der Basis dieser Aussage bezeichnet Schmid (1991, S. 129) den Organismus als „Ort allen Erlebens (experience)“ und „Totalität der Erfahrungen“, den „inneren Kern der menschlichen Persönlichkeit“ und hält fest, dass man im traditionellen europäischen Sprachgebrauch „wohl an vielen Stellen von der (physischen und psychischen) menschlichen Natur sprechen würde“. Bei Stumm (2000, S. 480) ist „Organismus“ „(...) die Gesamtheit, aber auch der innere Kern bzw. die biologische Einheit eines Lebewesens, im besonderen der Person“ und Ausgangspunkt der Aktualisierungstendenz. Höger (2006, S. 38) definiert ähnlich, für ihn ist „Organismus“ „die Bezeichnung für die Natur, die integrierte Gesamtheit aller physischen und psychischen Funktionen des Menschen. Er ist der Ort aller Vollzüge des lebendigen Daseins eines Individuums, wie sie sich in der Interaktion zwischen ihm und der ihn umgebenden Welt entfalten, mit der er sich in ständigem Austausch befindet. Alle zu ihm gehörenden Organe, Funktionen, Merkmale usw., wie sie als Phänomene oder in theoretischen Konstrukten beschrieben werden, sind jeweils Ausdruck seiner Lebensvollzüge.“ Höger sieht den Begriff zentral. „Alle übrigen Begriffe, wie sie in den Grundlagen des Klientenzentrierten Konzepts dargestellt werden, dienen

seiner näheren Charakterisierung und sind ihm insofern untergeordnet“ (Höger, 2006, S. 39).

Ähnliche Positionen finden sich auch außerhalb des deutschsprachigen Raumes. So halten die britischen Autoren Tudor und Worrall (2006, S. 45) fest: „Das Herzstück des Personzentrierten Ansatzes und der Theorie und Praxis personzentrierter Therapie ist der Organismus, ein pulsierendes biologisches Gebilde und ein bedeutungsvolles und nachhaltiges Bild.“¹ Womit auch die Verwendung des Begriffes als Metapher angesprochen ist – ein Aspekt, der personzentriert ebenso Thema ist wie allgemeinsprachlich, über den jedoch bereits nicht mehr Einigkeit besteht. So vertritt z. B. Spielhofer (2001, S. 8) die Ansicht, für Rogers sei „der Organismus keine Metapher zur Darstellung und Erklärung unseres Erlebens und Handelns, keine „Verbildlichung“ des nicht Wahrnehmbaren und auch kein theoretisches Konstrukt wie das Selbst, sondern eine reale Gegebenheit, indem er vielfach „Organismus“ und „Körper“ oder „menschliche Natur“ gleichsetzt.“ Wie eine weitere Definition ahnen lässt, können sich von diesem Punkt aus auch durchaus stark differierende größere Bilder entwickeln: Tudor und Merry (2006, S. 91–92, Übers. K.W.) zufolge ist „Organismus“ „generell „alles, was lebt“; der Begriff wird von Rogers auf zweierlei Weise verwendet: zum einen bezeichnet er damit den menschlichen Organismus und synonym dazu, das Individuum; zum anderen bezieht er sich damit im weiteren Sinne auf die Spezies Mensch und darüber hinaus auf jegliche Form organischen Lebens, bis hin zu Gruppen und Organisationen“. Womit die metaphorische Verwendung recht praktische Relevanz erhält – wer die Gruppe als Organismus sieht, wird diesen speziellen Blick wohl auch in seine Arbeit mit ihr einfließen lassen². Interessant im Hinblick auf die heutige Diskussion des Begriffs ist wohl auch, dass bei Tudor und Merry (2006, S. 92) dem Eintrag „organism“ ein weiterer „organism, human“ folgt: Der menschliche Organismus – und dieser ist es ja schließlich, von dem wir im therapeutischen Kontext normalerweise sprechen – weist nicht nur jene Eigenschaften auf, die allen Organismen gemeinsam sind. Der Mensch ist ein sehr spezieller Organismus mit konkreten Eigenheiten. Mit dieser Feststellung finden wir uns jedoch bereits mitten in aktuellen fachübergreifenden Diskussionen wieder, ohne

1 Die Zitate aus Tudor & Worrall (2006) sind sämtlich mangels einer deutschsprachigen Publikation Übersetzungen der Verfasserin. Aus Platzgründen habe ich sie jedoch im Folgenden nicht einzeln als solche gekennzeichnet.

2 Schmid (1996, S. 29) weist eine Reihe von Äußerungen nach, aus denen hervorgeht, dass Rogers die Gruppe wie einen Organismus versteht. Rosenberg (Rosenberg, 1977/1980, S. 58) äußert sich eher nachdenklich dazu. Interessant erscheint mir in diesem Zusammenhang der Blick in die Biologie: Bereits Schleiden und Schwann, die Begründer der Zellentheorie, hatten erkannt, dass man vielzellige Organismen nicht ansieht, dass sie aus Einzelorganismen bestehen. Die Frage, was wir als Einheit definieren und auf welche Zusammenhänge wir fokussieren, stellt sich seitdem immer wieder neu. Heute bezieht man sich vor allem auf das Konzept der Selbstorganisation und diskutiert „kollektive Intelligenz“ und „Superorganismen“ (womit je nach Diskussionsforum ein Ameisenstaat ebenso gemeint sein kann wie unser Gehirn oder das Internet!) (vgl. Hüther, 2004, S. 51–52 und 54–55; <http://oe1.0RF.at/highlights/106491.html>)

deren Miteinbezug spezifisch personenzentrierte Konturen schwer sichtbar- bzw. abgrenzbar sind: Der Begriff „Organismus“ stammt nicht aus dem personenzentrierten Kontext, und er führt auch außerhalb davon ein lebhaftes Eigenleben. Ein Blick über den Zaun um den personenzentrierten Garten ist angebracht.

3. Jenseits des Gartenzauns: Der Organismus in Philosophie und Naturwissenschaft

Organismen, gleich welcher Größe und Komplexität, sind in ihrer ursprünglichen Definition Lebewesen. Auch dort, wo der Begriff „Organismus“ als Metapher Verwendung findet, geht es meist um die Beschreibung von Phänomenen, die aus Gefügen von lebenden Organismen resultieren, oder denen ein „Eigenleben“ bzw. Eigenschaften, wie sie Lebewesen haben, zugeschrieben werden: die Gruppe, der Staat. Wir können unsere Frage nach dem Organismus daher nicht stellen, ohne auf eine wesentlich ältere verwiesen zu werden: Was ist Leben?

Diese wiederum sprengt hier natürlich bei weitem den gegebenen Rahmen. Ihre lange und kontroverse Geschichte in Theologie, Philosophie³ und Naturwissenschaft schwingt jedoch bei der Verwendung des Organismusbegriffs stets mit und muss daher angesprochen werden. Vor allem Bilder und Vorstellungen aus den – von Descartes an bis ins 20. Jahrhundert hinein durchaus hitzig geführten – historischen Debatten Physikalismus vs. Vitalismus, bzw. Organismus vs. Reduktionismus stehen auch heute noch vielfach im Raum und wirken im allgemeinen Denken nach. Nicht selten knüpfen auch in der personenzentrierten Diskussion Zuordnungen daran an. So sagt man Rogers beispielsweise (u. A. aufgrund seiner Bezugnahme auf den Embryologen Hans Driesch, der eine Art „Paulus“ der Vitalisten war) eine Nähe zum Vitalismus bzw. Neovitalismus nach (Finke, 2002, S.28). Aber auch die neueren Entwicklungen in der Biologie haben den personenzentrierten Zugang zum Organismusbegriff beeinflusst. Bereits ab den 1930er-Jahren begannen sich dort – ausgehend von Impulsen aus der neueren (insbesondere Quanten-)Physik und der sich entwickelnden Systemtheorie – Begriffe wie Ordnung, offenes System, Information zu etablieren. Lebewesen werden nun als Funktionseinheiten, als Systeme behandelt. Wesentlich für die Erklärung ihrer Eigenschaften ist das Prinzip der Ganzheit, durch das der alte Gegensatz zwischen mechanistischer und vitalistischer Erklärung aufgelöst wird. Die einzigartigen Merkmale lebender Organismen rühren nicht von ihrer Zusammensetzung, sondern von ihrer Organisation her (Mayr,

1998, S.39–40), und die Begriffe, mit deren Hilfe sie beschrieben werden, lauten Emergenz und Selbstorganisation.

Emergenz bedeutet, dass man „zur Beschreibung und Erklärung der höheren Ebenen Begriffe benötigt, die auf den niedrigeren Ebenen noch nicht anwendbar sind. Leben etwa ist eine emergente Eigenschaft der Zelle, nicht aber ihrer Moleküle; Bewusstsein ist eine emergente Eigenschaft von Organismen mit hoch entwickeltem Zentralnervensystem (...) Die einfacheren Lebensformen bilden zwar die Grundlage für die komplexeren; doch mit jedem Zusammenschluss zu einem neuen System entstehen auch qualitativ neue Eigenschaften, die es bei den vorangehenden Stufen noch nicht gab.“ (Kather, 2003, S.93).

Selbstorganisation ist ein Gedanke, der bis in die Antike zurückverfolgt werden kann, auch wenn die Entwicklung des Konzepts im aktuellen Sinne erst im 20. Jahrhundert mit der Entstehung des interdisziplinären Erkenntnismodells der Systemtheorie einsetzte. Wie Selbstorganisation funktioniert, wird mittels unterschiedlicher Erklärungsmodelle beschrieben, die zum Teil konkurrierend nebeneinander stehen, und zum Teil auf unterschiedliche Arten von sich selbst organisierenden Systemen Bezug nehmen. Als Beispiele seien das Autopoiese-Konzept von Maturana und Varela (1985), die Theorie dissipativer Strukturen von Prigogine (1980 und 1987), das Konzept der Hyperzyklen von Manfred Eigen (Küppers, 1986) und das interdisziplinäre Modell der Synergetik (Haken, 1981) genannt (vgl. Höger, 2006, S.53). Diese Selbstorganisationstheorien wurden von verschiedenen personenzentrierten Autoren in unterschiedlicher Form aufgegriffen. So zitiert Rogers selbst Prigogine (Rogers 1980/1981, S.81 und 182), Kriz (u. a. 1999) beruft sich auf Haken. Wie Höger (2006, S.47) anmerkt, war es vor dem Aufkommen des Selbstorganisationsbegriffes nicht denkbar, dass ein natürliches Geschehen Ordnungen entwickeln kann, die nicht von außen gesetzt werden. Frei sich selbst überlassen, so war bzw. ist häufig auch noch heute die Sichtweise, geht es früher oder später in chaotische Zustände über. Kriz (1999, S.54–55) spricht in diesem Zusammenhang von „Law-and-order“-Vorstellungen und wirft auch ein Streiflicht auf die machtpolitische Dimension dieser Denkweise. Dadurch, dass Rogers den Organismus ins Zentrum seiner Theorie stellt und ihm obendrein noch Weisheit und eine Aktualisierungstendenz zuschreibt, bezieht er auch klar gegen eine Körperfeindlichkeit und ein Autoritätsdenken Stellung, die jahrhundertlang europäisches Denken und Handeln geprägt haben. Zwar würde es ebenso zu weit gehen, ihn deshalb als Systemtheoretiker zu definieren, wie es unzutreffend wäre, Aristoteles für personenzentriert zu halten, nur weil er einmal festhielt, dass die Werke der Natur eine ihnen innewohnende Tendenz in Richtung des besten Zustandes hätten, den sie zu erreichen imstande sind (vgl. Tudor & Worrall, 2006, S.7). Sowohl die Systemtheorie als auch der Personenzentrierte Ansatz sind neue Ganze, und Teilen davon anderswo zu begegnen verleitet unter Umständen zu voreiligen Schlüssen. Dass Rogers jedoch mit seinen Vorstellungen vom Organismus zu den

3 Bezugnahmen auf philosophische Hintergründe des personenzentrierten Organismuskonzeptes finden sich bei Höger (2006), Finke (2002, S.28–29, und 2004, S.10–11), der vor allem Parallelen und Bezüge zur romantischen Naturphilosophie von Schelling oder auch Novalis sieht, sowie Tudor und Worrall (2006), die Rogers' Organismusbegriff philosophisch u. a. in Relation zum Werk des Philosophen Alfred North Whitehead (1861–1947) setzen.

Pionieren einer neuen Perspektive zählte, erscheint offensichtlich und bemerkenswert.

Die Konsequenzen der Selbstorganisationsmodelle für personenzentriertes Denken und Handeln sind – wie auch die Frage ihrer Vereinbarkeit damit – Gegenstand laufender und lebhafter Diskussion innerhalb des Ansatzes. Manchen Autoren zufolge (z. B. Kriz, 2003, Höger, 2006, S. 54), kann die Aktualisierungstendenz heute angesichts ihrer Vereinbarkeit mit dem Konzept der Selbstorganisation von lebenden Organismen als etwas gesehen werden, das im Kontext der empirisch orientierten Wissenschaft seinen guten Platz hat. Andere äußern sich kritisch bezüglich einer allzu generellen Übernahme von Konzepten der Selbstorganisation und bezweifeln die Vereinbarkeit mit humanistischen Grundgedanken (Finke, 2002; Kabelka, 2005) oder weisen zumindest nachdrücklich auf die Grenzen der Vergleichbarkeit der Aktualisierungstendenz mit biologischen Vorstellungen hin (Purton, 2004, S. 33). Hier scheint mir vielfach Ähnliches zu geschehen wie im Streit zwischen Physikalisten und Vitalisten. Die Anwendung systemtheoretischen Gedankenguts wie auch der Bezug auf biologische Konzepte werden problematisch, sobald Phänomene menschlichen Lebens darauf reduziert werden. Zieht man diese Ideen hingegen im Wissen um ihre Herkunft und Grenzen heran, um personenzentrierte Theorien aus anderen Perspektiven zu betrachten, weiterzuentwickeln, oder mit dem „Stand der Wissenschaft“ angrenzender Gebiete zu vergleichen, so kann das durchaus inspirierend oder klärend wirken. Relevanz und Sinnhaftigkeit dieser Bezüge entscheiden sich letztlich daran, ob es gelingt, die Grenzen der Anwendbarkeit von Konzepten aus unterschiedlichen Wissensgebieten zu wahren, sich ihres Kontexts und ihrer aktuellen Entwicklungen bewusst zu werden, und für alle relevanten Ebenen der Fragestellung eine jeweils geeignete Sprache zu finden.

Aus philosophischer Sicht bleibt jedenfalls auch in Zeiten von Emergenz und Selbstorganisationsmodellen ein grundlegendes Problem der naturwissenschaftlichen Methode bestehen: „Auch die Emergenztheorien stützen sich auf Daten, die in irgendeiner Form empirisch verifizierbar sind. Dadurch wird auch bei ihnen das erkennende und erlebende Subjekt mitsamt allen qualifizierten Erfahrungen, die nicht objektivierbar sind, methodisch ausgeschlossen. Nur die Perspektive der dritten, nicht die der ersten Person wird berücksichtigt“ (Kather, 2003, S. 94). Dies ist der Punkt, an dem die Begegnung zwischen Human- und Naturwissenschaften schwierig wird. Kather (2003, S. 131) meint dazu: „Wir hätten kein Verständnis für den Unterschied von lebendig und tot geschweige denn für qualifiziertes Erleben, wenn wir nicht aus eigener Erfahrung wüssten, was es heißt, sich zu bewegen, zu sehen, zu fühlen, ...“ Letztlich stehen wir hier auch vor einer erkenntnistheoretischen Problematik: „Wann immer jemand Leben definiert, muss er sich dessen bewusst sein, dass er selbst ein lebendiger Mensch ist, und also auf beiden Seiten der Definition vorkommt.“ (Brockhaus, 2006, S. 468). Rogers selbst war sich dessen durchaus bewusst (vgl. Rogers 1959/1987, S. 13–17).

4. Der Organismus als Bild und Metapher

Organismische Bilder bzw. der Organismus als Bild sprechen unmittelbar an. Phänomene wie die beachtliche Haltbarkeit der Seeigelleier Drieschs oder auch die Berühmtheit des „Kartoffelbeispiels“ (Rogers, 1980/1981, S. 70) machen dies deutlich. Dabei ist es im Grunde bereits eine Vereinfachung, von „dem Organismus“ als Bild zu sprechen: schließlich ist er – je nach dem, was das allgemeine Bewusstsein gerade beschäftigte – in den letzten Jahrhunderten schon mit den unterschiedlichsten Metaphern beschrieben worden. Wie Kinder, die von einem neuen Spielzeug ganz in Anspruch genommen sind, bringen wir ihn stets mit unseren neuesten Erkenntnissen und Symbolen in Verbindung: ausprobieren, nachziehen, dazu stellen. Das ist grundsätzlich sinnvoll und kreativitätsfördernd, doch es bedarf entsprechender Reflexion. Metaphern tendieren dazu, ein Eigenleben zu entwickeln, und oft werden sie auch zu wörtlich genommen – nach dem Motto: Eine Ursuppe muss letztlich jemand auslöffeln, einen Code muss jemand geschrieben haben (Thoms, 2005, S. 115). Es gilt, stets die Grenzen der Metapher im Auge zu behalten und darauf zu achten, woher sie stammt und wohin sie uns zieht, welche Bilder und Fragestellungen sie uns suggeriert. Die Art der verwendeten Metaphern hat konkrete Auswirkungen, auch auf die therapeutische Praxis. Wie Kriz (2003, S. 83) festhält, geht es nicht zuletzt darum, „die Fülle vorhandener, lebensinadäquater, mechanistischer und reduktionistischer Konzepte (...) durch angemessenere Konzepte und Metaphern zu ersetzen.“ Kriz findet hier in Denken und Sprache der Systemtheorie neue Impulse; Tudor und Worrall sehen in den organismischen Metaphern viel Potenzial. Was sich ja nicht gegenseitig ausschließen muss, bzw. teilweise auch – geht man vom biologischen „Stand der Wissenschaft“ aus – sowieso nicht scharf zu trennen ist.

Im Zusammenhang mit der Verwendung von Metaphern bei Rogers sollten wohl auch seine lebensgeschichtlichen Bezüge nicht übersehen werden. Seine Kindheitserfahrungen spiegeln sich in seiner Sprache ebenso wie in den Bildern, die er verwendet; und seine tiefe Überzeugung von der Existenz und Wirkung der Aktualisierungstendenz hat sicherlich auch Wurzeln im Boden der elterlichen Farm. Die Aktualisierungstendenz ist als Metapher dem organischen Leben der Natur entnommen und steht damit in Kontrast zu Analogien und Bildern aus der unbelebten Welt oder der Mechanik, wie Freud oder Skinner sie verwendeten (vgl. Tudor und Worrall, 2006, S. 41–42). Rogers setzt Bilder aus der Natur ein, um verschiedene Aspekte seiner Theorien darzustellen: Kartoffeln im Keller (1980/1981, S. 70) stehen für die Tendenz des Organismus, sich zu aktualisieren; Seetang auf Felsklippen (1977/1978, S. 237–238) illustriert die Flexibilität und Widerstandskraft, die ein Organismus selbst noch angesichts unwirtlichster Umgebung aufweist; die Fähigkeit einer Gruppe, mit „ungesunden Elementen in ihrem Prozess“ fertig zu werden, wird mit weißen Blutkörperchen

im Kampf gegen eine Infektion verglichen (Rogers 1970/74, S. 50 in Tudor & Worrall, 2006, S. 42).

Zu diesen Bildern und ihrer Anwendbarkeit auf den Menschen gibt es zahlreiche kritische Stimmen. Häufig wird Rogers Biologismus vorgeworfen oder auch, er sei ein später Anhänger des Vitalismus. Was den Biologismusvorwurf anbelangt, so scheint mir eine Tendenz zu bestehen, das Kind (Bilder aus der Natur und biologisches Wissen) mit dem Bade (deren missbräuchlicher Verwendung in der Politik einerseits und gewissen Ausformungen z. B. des Sozialdarwinismus andererseits) auszuschütten. Meines Wissens bezieht sich Rogers nie in einer Form auf den biologischen Organismus, die zur Rechtfertigung sozialer Ungleichheit oder Ausbeutung verwendet werden könnte, oder den Menschen auf biologische Aspekte reduziert. Hingegen nimmt er z. B. Stellung zu seinem Seeigeleier-Beispiel, indem er festhält, er habe es gewählt, „weil es eine derart genaue Analogie zu meinen Erfahrungen zu sein scheint: den Erfahrungen, die ich mit Menschen in therapeutischen Beziehungen gemacht habe“ (Rogers, 1977/1978, S. 240, Übers. K.W.). Er zitiert das Beispiel als Analogie, als Bild für eigene Erfahrungen und die Schlüsse, die er daraus gezogen hat. Es geht demnach um, wie Höger es nennt, „eine Perspektive, die durch die Beobachtung und Beschreibung lebendiger Organismen nahegelegt wird und als leitendes Prinzip bei der Entwicklung von Theorien fungiert, mit denen sowohl therapeutische Veränderungen als auch Lebensprozesse allgemein, insbesondere Entwicklungsprozesse, zu erklären sind“ (Höger, 2006, S. 56).

Dies ist jedoch nicht die einzige Kritik. So merkt Thorne (Thorne, 1992, S. 89 in Purton, 2004, S. 31, Übers. K.W.) an, dass „Rogers’ Tendenz, der Landwirtschaft entnommene Metaphern zu verwenden, und seine Betonung der Aktualisierungstendenz und der Weisheit des Organismus zu einer äußerst positiven Sicht des Menschen führen können, die jedoch eigenartig unbezogen („non-relational“) ist.“ Und Purton (2004, S. 32–34, Übers. K.W.) kritisiert Rogers’ Analogie der menschlichen Aktualisierungstendenz zur „Pflanze“ als Organismus, der gewisse angeborene Entwicklungstendenzen hat, die unter günstigen Umweltbedingungen zum Tragen kommen“ mit dem Hinweis, dass „so zu denken sogar im Fall der Pflanzen eine extreme Vereinfachung bedeutet. Um voll und ganz leben zu können braucht die Pflanze nicht nur „Hintergrundbedingungen“ wie Luft und Sonne, sondern sehr spezifische Interaktionen mit Elementen ihrer Umgebung.“ Als Widerspruch zu Rogers’ Ideen sieht Purton auch die Tatsache, dass dem biologischen Denken als Prinzip nicht das Gedeihen des Individuums zugrunde liegt, sondern jenes der Art (oder auch jenes der Gene) (Purton, 2004, S. 33). Er verweist darauf, dass es manchmal schwierig ist, festzustellen, wo der Organismus noch Metapher ist und wo biologische „Tatsache“: „(...) selbstverständlich **sind** wir etwas, das lebt, und gleichzeitig sind wir Wesen mit Bewusstheit, und rationale Denker. Wir wachsen,

atmen, essen, pflanzen uns fort und schwinden wieder dahin, ganz wie es Pflanzen und Tiere tun. Wir sind auf diese Art und Weise lebendig, aber wir ‚führen‘ auch ein Leben, so wie es nur Menschen gegeben ist, ein Leben zu führen. (...) Ich möchte zu erwägen geben, dass es zwar nicht zweckmäßig sein mag, Rogers’ Vorstellungen an die wissenschaftlichen Konzepte der Evolutionsbiologie zu binden; jedoch gibt es allen Grund der Welt, sie mit unserer Alltagsvorstellung von einem Lebewesen in Beziehung zu setzen“ (ebenda, Übers. K.W., Hervorhebung im Original). Auf dieser Ebene „kann unsere Vorstellung vom menschlichen Leben durch jene vom organischen Leben mehr Farbe und Kontur erhalten, statt darauf reduziert zu werden“ (Purton, 2004, S. 34).

5. Wesentliche Eigenschaften und Funktionen des Organismus aus personenzentrierter Sicht

Die heutige Biologie definiert Leben mithilfe der Beschreibung statischer und dynamischer Charakteristika von Lebewesen. Als wesentliche Merkmale von Leben gelten vor allem: Die Zelle als Grundbaustein; Begrenzung und Offenheit; Stoffwechsel; Fähigkeit zur Reaktion auf bzw. Anpassung an Umweltreize; Selbstregulation; genetisches Programm und Fähigkeit zur Reproduktion, Wachstum und Differenzierung (vgl. Cihak et al., 1990; Mayr, 1998; Thoms, 2005). In vergleichbarer Weise steht auch im Personenzentrierten Ansatz nicht die Definition von „Organismus“ im Vordergrund, sondern im Sinne eines phänomenologischen Zugangs die Diskussion über wichtige Eigenschaften und Merkmale. Einige davon beschreibt Rogers selbst (vgl. z. B. Rogers, 1951/1983, S. 417ff.), Weiteres findet sich z. B. bei Barrett-Lennard (1998, in Tudor & Worrall, 2006, S. 52) und Tudor und Worrall (2006, S. 53). Höger (2006, S. 37ff.) fasst folgendermaßen zusammen:

- Der Organismus reagiert als „organisiertes Ganzes“, und zwar
- auf das ihm über seine Rezeptoren und Wahrnehmungsfunktionen von der Welt vermittelte Bild – und nur auf dieses, und
- die Aktualisierungstendenz stellt die für das Klientenzentrierte Konzept und das gesprächspsychotherapeutische Handeln entscheidende Eigenschaft des Organismus dar.
- Mit den Begriffen Erfahrung, Symbolisierung und Selbst werden Funktionen und Orientierungspunkte des menschlichen Organismus beschrieben, seine Informationsgrundlage für all seine Aktivitäten.

Die ersten beiden dieser Kernpunkte scheinen innerhalb des Ansatzes selten Gegenstand von Diskussion zu sein; zu anderen, insbesondere der Aktualisierungstendenz, werden recht unterschiedliche Positionen bezogen.

4 Vgl. Rogers 1961/1973, S. 134–135)

5.1. Ganzheitlichkeit

Bei „Ganzheitlichkeit“ denkt man meist in erster Linie an die Gestaltpsychologie bzw. Smuts und Goldstein. Im Zusammenhang mit dem Organismusbegriff ist das Konzept jedoch auch aus personenzentrierter Sicht relevant. Dabei sind verschiedene Aspekte zu berücksichtigen – die Ganzheitlichkeit der Reaktion; die Tatsache, dass der Organismus insgesamt ein „organisiertes Ganzes“ darstellt; und die Untrennbarkeit von Organismus und Umwelt.

5.1.1. Ganzheitlichkeit der Reaktion

Rogers (1951/1983, S. 421) stellt fest, dass „(...) eines der grundlegenden Charakteristika des organischen Lebens seine Neigung zu totalen, organisierten, zielgerichteten Reaktionen“ ist. Tudor und Worrall (2006) verfolgen diese Beobachtung zu Kurt Goldstein zurück: „Jede einzelne Leistung steht mit dem gesamten Organismus in Beziehung.“⁵ (Goldstein, 1934/1995, S. 173; vgl. auch Höger, 2006, S. 39)

Die Ganzheitlichkeit der Reaktion ist nicht nur auf der physiologischen Ebene eine relevante Tatsache, sondern auch für die Arbeit in der therapeutischen Praxis von Bedeutung. Tudor und Worrall führen ein Beispiel an (2006, S. 54): Ein Therapeut arbeitet mit einer Klientin in mittleren Jahren, die, „korrekt“ und in aufrechter Haltung sitzend, mit ruhiger Stimme von ihrer Liebe zur Oper erzählt und ihre Aufregung nur zum Teil zeigt. Er mag nun empathisch auf diese Klientin eingehen; zugleich jedoch reagiert er auf „die mittleren Jahre“, „Frau“, „aufrechte Haltung“, ihre Art zu sprechen, seine eigene Begeisterung für bestimmte Opern und Komponisten und seine Abneigung anderen gegenüber sowie auf die unterdrückte Aufregung der Frau. Goldstein bezeichnet diese Tatsache als „ganzheitliches Bezogensein von Leistungen“ („holistic relation of performances“, Goldstein, 1934/1995, S. 183, in Tudor & Worrall, 2006, S. 54).

5.1.2. Der Organismus als „organisiertes Ganzes“

„Der Organismus reagiert auf das Wahrnehmungsfeld als ein *organisiertes Ganzes*“ (Rogers 1951/1983, S. 421, Hervorhebung K. W.). Hier wird ein anderer Aspekt der Ganzheitlichkeit angesprochen: Der Organismus als in sich geordnete funktionale Einheit, die, auch wenn sie ständigen Veränderungen unterworfen ist, als solche bestehen bleibt, solange der Organismus existiert (Höger 2006, S. 39). Von der unmittelbar sichtbaren, konkreten Reaktion wird auf die nächstgrößere Ebene „hinausgezoomt“ – ein Blick, der sich leicht

in der Selbstverständlichkeit verliert und manchmal der Konzentration bedarf. Oft ist man versucht, angesichts der Komplexität des Organismus auf einen bestimmten Aspekt zu fokussieren; dennoch ist es wichtig, auch das Ingesamt- und Auf-Dauer-ein-Ganzes-Sein im Auge zu behalten.

5.1.3 Untrennbarkeit von Organismus und Umwelt

Dieser Aspekt scheint mir von besonderer Bedeutung und soll daher etwas ausführlicher behandelt werden.

Teil der biologischen Definition von Lebewesen ist, dass sie stets eine Begrenzung haben und somit ein Innen und ein Außen – ohne Grenze keine Identität. Gleichzeitig ist aber jeder Organismus auch ein offenes System, das mit seiner Umwelt in ständigem Austausch von Stoff und Information steht. Philosophisch formuliert: „Selbstheit gibt es nur in Relation zur Andersheit. Schon für den Stoffwechsel muss ein Lebewesen über sich hinausgreifen. Anders als tote Gegenstände haben Lebewesen daher nicht nur sich, sondern, zumindest in gewissem Umfang, auch Welt“ (Kather, 2003, S. 133). Zum Verständnis des Organismus gehört demnach immer auch der Kontext, seine Umgebung.

Auch Rogers geht „vom Menschen als einem Organismus aus, der sich in einer Koevolution mit seiner Umgebung befindet, d.h., sich in ihr erhält und mit ihr weiterentwickelt“ (Höger, 2006, S. 37). „Der Begriff der Aktualisierungstendenz impliziert die Verschränkung aller Lebensprozesse eines Organismus mit seiner Umwelt, an die er sich im Laufe der Phylo- und Ontogenese angepasst hat“ (ebenda, S. 56). Nicht nur wir selbst, sondern auch unsere Vorfahren haben Erfahrungen in und mit ihrer Umwelt gemacht, und sie alle sind in irgendeiner Form in uns präsent.

Bei Tudor und Worrall (2006, S. 77–78) wird in diesem Zusammenhang der humanistische Persönlichkeitstheoretiker und Arzt Angyal (1941) zitiert, der ein wichtiger Bezugspunkt für Rogers war. Angyal beschreibt Leben als „autonomes dynamisches Ereignis, das zwischen dem Organismus und der Umwelt stattfindet“ und meint: „Jeder Versuch, eine morphologische Trennung zwischen Organismus und Umwelt zu vollziehen, wird unweigerlich scheitern und zu endloser, spitzfindiger Dialektik führen.“ (Angyal, 1941, S. 89, in Tudor & Worrall, 2006, S. 47, Übers. K. W.). Tudor und Worrall zufolge war sich Rogers „zwar dieser gegenseitigen Abhängigkeit bewusst, betont sie jedoch in seinem Werk nicht.“ Sie selbst (2006, S. 33) sehen die Einheit von Organismus und Umwelt als zentralen Aspekt des Personenzentrierten Ansatzes und ziehen daraus weitreichende Konsequenzen für die therapeutische Arbeit: „Aus der organismischen Perspektive gesehen kann die Klientin bzw. der Klient nicht außerhalb ihres bzw. seines Umweltkontextes gesehen werden.“

Auch Gendlin sieht „Organismus“ und „Umwelt“ als in Wechselbeziehung stehende Begriffe: („inter affecting whole“) (Gendlin, 1997, S. 1–6, in Purton, 2004, S. 183). Dies entspricht letztlich

⁵ Bei den deutschsprachigen Zitaten aus Goldsteins „The Organism“ (1934/1995) liegt die übersetzungstechnisch prekäre Situation vor, dass es sich um von mir verfasste Übertragungen einer englischen Übersetzung eines zur Zeit nicht greifbaren deutschsprachigen Originals handelt.

auch dem Bild der heutigen Neurowissenschaften (vgl. Tudor & Worrall, 2006, S. 80).

Von praktischer Relevanz ist in diesem Zusammenhang ein besonderer Aspekt: Um ein „kompletter und voll agierender menschlicher Organismus“ (Rogers, 1961/1973, S. 111) zu sein bzw. zu werden, brauchen wir als Umwelt den „important other“, die Bezugsperson, den Mitmenschen. Auch das schließt (wie im Grunde alles, was mit dem Organismus zu tun hat) eine biologische Komponente mit ein: „Das Neugeborene kann überleben, weil die Menschen, die es umgeben, insbesondere seine Mutter, seine Welt so organisieren, dass es so wenig wie möglich mit Anforderungen konfrontiert ist, die es nicht erfüllen kann. Deshalb ist das Verhalten des Kindes bei weitem nicht nur Ausdruck seiner konkreten Fähigkeiten, sondern auch Ausdruck der abstrakten Haltung von jemand anderem.“ (Goldstein, 1934/1995, S. 19). Der Neurobiologe, Mediziner und Psychotherapeut Joachim Bauer meint dazu (2005, S. 118) mit Bezug auf die Spiegelneuronenforschung: „Die Entfaltung der neurobiologischen Grundausstattung des Menschen ist nur im Rahmen von zwischenmenschlichen Beziehungen möglich (...) Die Teilhabe an der Welt intersubjektiver Erfahrungen ist ein nicht nur philosophisch, sondern auch neurobiologisch begründetes Menschenrecht“ (ebenda, S. 115). Hier lässt sich auch eine biologische Basis für das sehen, was im Personenzentrierten Ansatz als hilfreiche und förderliche Bedingungen für menschliches Wachstum und Entwicklung postuliert wird: Echtheit, einführendes Verstehen und unbedingte Wertschätzung.

5.1.3.1. Der Organismus – unendliche Weiten?

Eine nicht unwesentliche und immer wieder von unterschiedlichen Punkten aus neu zu stellende Frage ist, wo die Grenze des Organismus zu ziehen ist. Die „Umwelt“, die untrennbar mit dem Organismus verbunden ist, kann schließlich sehr weit aufgefasst werden, ja tief in den Kosmos reichen. Rogers' Vorstellungen von der „formativen Tendenz“ gehen in diese Richtung. Das Universum als riesiges, sich selbstorganisierendes System? Dieser Gedanke wird von manchen Autoren für problematisch erachtet. So vertritt z. B. Finke (2003, S. 91) die Ansicht, es sei zu unterscheiden zwischen „einer auf die menschliche Person einerseits und den Kosmos andererseits bezogenen Ganzheitlichkeit“, wobei er erstere als unverzichtbares Merkmal einer humanistischen Position ansieht. Das Konzept einer kosmologischen Ganzheitlichkeit, in der der Mensch sich in einer All-Einheit aufgehoben glaubt, sei mit humanistischen Auffassungen und streng wissenschaftlichen Positionen nur schwer vereinbar (ebenda).

Hier tut sich eine Vielzahl Fragen auf, deren Beantwortung eine nähere Auseinandersetzung mit epistemologischen Aspekten des Themas wie auch mit dem Begriff „Umwelt“ erfordern würde. Dafür ist hier nicht der Platz. Mir persönlich scheint aber vor allem der Fokus auf den Menschen und seine besondere Situation wesentlich.

Dieser ist jedoch eben genau das: ein Fokus, eine Perspektive, die wir einnehmen. Der größere Kontext bleibt auch vorhanden, wenn ich gerade einen für mich relevanten Ausschnitt beachte. Ich sehe hier eine Frage von Figur und Grund. Ob ich von einer formativen Tendenz ausgehe oder nicht, halte ich letztlich für eine persönliche Glaubensfrage.

Der Aspekt der Untrennbarkeit von Organismus und Umwelt scheint mir von großem praktischen Interesse: Er verändert meinen Blick, macht ihn weiter und flexibler. Durch ihn wird mir nahegelegt, dem empathischen Begleiten jeweils einen prüfenden Blick auf soziokulturelle und wirtschaftliche Zusammenhänge hinzuzugesellen. Tudor und Worrall (2006, S. 243–244) weisen darauf hin, dass „bereits die Idee von therapeutischen Bedingungen (...) die therapeutische Umwelt zu einem integrierten Bestandteil von Prozess und Ergebnis der Therapie“ macht. „Klient und Therapeut sind jeweils heteronom, jeder ist Teil der Umwelt des anderen. Gemeinsam erschaffen sie die therapeutische Umwelt. (...) So, wie die Umwelt den Kontext für den Organismus bildet, ist das soziale, politische und kulturelle Umfeld jener für die Personzentrierte Therapie als solche“ (ebenda). Führe ich diese Gedanken weiter, so wird personzentrierte/r PsychotherapeutIn-Sein allerdings zum politischen Akt – was Rogers selbst in seinen späteren Jahren letztlich durchaus so gesehen hat (vgl. Rogers, 1977/1978, S. 106).

5.2. Wichtige Funktionen und Orientierungspunkte: Erfahrung, Symbolisierung, Selbst

Erfahrung spielt eine grundlegende Rolle im personzentrierten Denken und Arbeiten, und sie ist unweigerlich eine Funktion des Organismus. Dabei treffen stets mehrere Ebenen des Begriffes aufeinander: Der Organismus ist sowohl Quelle der Erfahrung als auch (in seiner Eigenschaft als „organisiertes Ganzes“) zugleich jene Instanz, die „auf das Feld, wie es erfahren und wahrgenommen wird“, reagiert und aus der die Realität des Individuums entsteht – das ja wiederum seinerseits ein/der Organismus ist ... Hier gilt es, sich nicht von Schwindelgefühlen überwältigen zu lassen, sondern jeweils genau zu sein in der Frage, welcher Aspekt gerade gemeint ist.

Personzentriert definiert ist „Erfahrung“ „all das, was sich innerhalb des Organismus in einem bestimmten Augenblick abspielt und was potentiell der Gewahrwerdung zugänglich ist“ (Rogers, 1959/1987, S. 23). So gesehen ist der Organismus der Ort der Entstehung der Welt: Diese ist „Erscheinungs- oder Erfahrungsfeld“, und „schließt alles ein, was der Organismus erfährt, gleichgültig ob diese Erfahrungen bewusst wahrgenommen werden oder nicht.“ (Rogers 1951/1983, S. 418). Auch der Prozess der Aktualisierung hängt nicht von einer bewussten Entscheidung des Organismus ab (Tudor und Worrall, 2006, S. 88).

Speziell im Zusammenhang mit Therapie jedoch spielt Bewusstheit im Sinne von korrekter und vollständiger Symbolisierung eine wichtige Rolle: „In der Therapie fügt der Mensch der gewöhnlichen

Erfahrung die volle und unverzerrte Bewusstheit seines Erlebens – seiner sensorischen und innerorganischen Reaktionen – hinzu. (...) So gesehen wird der Mensch zum ersten Mal zum vollen Potenzial des Menschen, zum grundlegenden sinnlichen und innerorganischen Erleben tritt das bereichernde Element der Bewusstheit ungehindert hinzu. Der Mensch *wird* das, was er *ist* (...) mit anderen Worten, ein kompletter und voll agierender menschlicher Organismus.“ (Rogers, 1961/1973, S. 111, Hervorhebungen im Original).

5.2.1. Exkurs: „Organismische Erfahrung“ oder „Gehört das Selbst zum Organismus?“

Beim Lesen von Textstellen bei Rogers, in denen es um Organismus, Erfahrung und Selbst geht, finde ich mich immer wieder irritiert mit einem Bild wieder, das geradezu wildwestmäßig anmutet: das Selbstkonzept steht darin – quasi als etwas vom Organismus Losgelöstes – „gegen den Organismus“. Auslöser für diese Vorstellung sind Formulierungen wie z. B.: „Es besteht dann eine echte Diskrepanz zwischen dem erfahrenden Organismus, wie er existiert, und dem Konzept des Selbst, das einen beherrschenden Einfluss auf das Verhalten ausübt“ (Rogers, 1951/1983, S. 440) oder auch „In Bezug auf die Entwicklung eines bewussten Selbst muss ferner auf die Tatsache verwiesen werden, dass es nicht notwendigerweise gleichzeitig mit dem physikalischen Organismus existiert“ (Rogers, 1951/1983, S. 429). Beim Lesen solcher Aussagen erhält das Selbstkonzept einen etwas gespenstischen Anstrich – „der erfahrende Organismus, wie er **existiert**“, wirft ein im Kontrast etwas unwirklich anmutendes Licht darauf. Existiert das Selbstkonzept vielleicht nicht? Geht es bei diesem „existiert“ um den Aspekt, dass der Organismus auch als Körper gesehen werden kann, das Selbstkonzept jedoch nur insofern eine physische Komponente beinhaltet, als es auch eine Entsprechung in neuronal verankerten „inneren Bildern“ im Gehirn hat?

Tatsache ist, dass auch das Selbst nur existieren kann, solange der Organismus existiert. Häufig geht es auch um die Differenzierung zweier Aspekte des Organismus: jenes des (um Rogers' Ausdruck zu verwenden) „physikalischen“ Organismus einerseits (also des Körpers, der in unserer Alltagsvorstellung mit der Haut „endet“ und als Begriff auch Konnotationen hat, die in die unbelebte Materie gehen oder in eine mechanistische Gedankenwelt führen können) und andererseits jenes des „offenen Systems“ Organismus, das zwar Grenzen hat, aber von seiner Umwelt nicht scharf zu trennen ist, weil es in ständigem Austausch mit ihr steht. Das Selbst hat stets mit jenem Aspekt des Organismus zu tun, den man als sein „Feld“ bezeichnen könnte: sein In-Beziehung-Treten und In-Beziehung-Sein mit seiner Umgebung bzw. auch mit sich selbst, „sofern das Selbst mit Hilfe von Bezugspersonen bereits eine integrierte Gestalt angenommen hat“ (Heinerth, 2003, S. 279). Auf alle Fälle ist der Organismus gegenüber dem Selbst stets das übergeordnete Prinzip, die Voraussetzung – und

im Zweifelsfall hat er auch das letzte Wort (vgl. Rogers, 1951/1983, S. 437–439).

„Erfahrung“ wiederum ist im Personzentrierten Ansatz, wie bereits festgestellt wurde, stets und per definitionem „organismisch“. Sie ist jedoch nicht „der Organismus“, sondern eine Funktion, ein Aspekt des Organismus, und entsteht immer in einem bestimmten Kontext. Was aus diesem heraus sehr wohl geschehen kann, ist, dass Inhalte des Selbstkonzepts vom Gesamtorganismus in der konkreten Situation für wichtiger bewertet werden als die bewusste Wahrnehmung bzw. Symbolisierung von bestimmtem, in der Situation stattfindendem organismischen Erleben. Das Selbstkonzept erfüllt zahlreiche wichtige Funktionen, seine Erhaltung hat daher oft Priorität über etwas, das gerade als aktuelle Erfahrung auftritt und es in Frage stellen könnte. Beide – Erfahrung und Selbstkonzept – sind jedoch stets Teilaspekte des Organismus als „organisiertem Ganzem“. Dass der Begriff „Organismus“ bei Rogers auch in letzterer Bedeutung zum Einsatz kommt, zeigt sich an einer anderen Textstelle: „XIV. Psychische Fehlanpassung liegt vor, wenn der Organismus vor dem Bewusstsein wichtige Körper- und Sinnes-Erfahrungen leugnet, die demzufolge nicht symbolisiert und in die Gestalt der Selbststruktur organisiert werden.“ (Rogers 1951/1983, S. 440). Hier findet sich „Organismus“ als Instanz, in einer übergeordneten und sehr aktiven Rolle: Er „leugnet Erfahrungen vor dem Bewusstsein“. Es ist also etwas anderes gemeint als im vorhergehenden Text, wo der Organismus in seinem Erfahrungsaspekt angesprochen ist. In These XIV. organisiert und aktualisiert er sich als Ganzes und beinhaltet alle Komponenten der Erfahrung, auch wenn sie gerade nicht alle bewusst gemacht werden können – weil sie unser Selbstkonzept bedrohen, uns Angst machen, wir inkongruent sind.

Die „Wildwestszene“ findet demnach innerhalb des Organismus statt. Die „Gegner“ sind aktuelles (organismisches, weil anders gar nicht mögliches) Erleben und Selbstkonzept, und nicht, wie anfangs fälschlich angenommen, Organismus und Selbstkonzept. Und sie sind im Grunde Vertreter verschiedener wichtiger „Bereiche“, die im Sinne eines guten „Funktionierens“ des Ganzen irgendwie unter einen Hut gebracht werden müssen. Nun erinnern die Wildwesthelden bereits eher an Vertreter der Finanz- und Personalabteilung am Verhandlungstisch eines großen Unternehmens. Was die Beschreibung der Sache so schwierig macht, ist, dass einer der Abteilungsleiter den gleichen Namen hat wie die Firma – das kann zu Verwirrung führen. Man kommt nicht umhin, immer wieder einen fragenden Blick darauf werfen, ob der Organismus nun als „Ganzes“ angesprochen ist, oder ob der Begriff gerade eine bestimmte Funktion, einen konkreten Aspekt beschreibt.

Das Thema hat jedoch noch eine weitere Facette, denn der Begriff „organismische Erfahrung“ wird vielfach sehr wohl zur Verdeutlichung eines speziellen Umstandes eingesetzt: Das Selbstkonzept kann nicht nur vom eigenen Organismus gemachte Erfahrungen enthalten, sondern auch von wichtigen Anderen übernommene und abstrahierte, die sich u. U. völlig ohne Bezug auf eigenes unmittelbares

(„organismisches“ im Sinne von via die eigenen Sinne wahrgenommenes) Erleben eingeschlichen haben (und die Tatsache, dass unser Selbstkonzept als solches ebenfalls erfahren werden kann, macht die Lage auch nicht unbedingt übersichtlicher). In diesem Sinne erhält „organismische Erfahrung“ nun doch noch eine spezielle Konnotation; der Begriff ist nicht immer einfach durch „Erfahrung“ gleichwertig zu ersetzen. Differenzierung wäre hier sicher hilfreich. Die angesprochenen Unklarheiten machen deutlich, dass uns hier noch geeignete Sprache fehlt, um theoretisch differenziert vorzugehen und dennoch vor Augen zu behalten, dass alle Facetten letztlich stets gleichzeitig existieren, und dass es unsere eigenen Fragestellungen und Perspektiven sind, die den jeweiligen Schwerpunkt setzen. Hier ist Genauigkeit gefragt, und wohl auch noch Diskussion, Reflexion und vor allem begriffliche Weiterentwicklung.

5.3. Die Aktualisierungstendenz

Zentrales Axiom des Personzentrierten Ansatzes und mit dem Organismusbegriff eng verbunden, ist die Aktualisierungstendenz zugleich auch „der Punkt, an dem sich die massivsten Zweifel am klientenzentrierten Konzept immer wieder neu kristallisieren“ (Höger, 1990, S. 34, zitiert nach Spielhofer, 2001, S. 11; aktuell zum Thema siehe z. B. Frankel, Sommerbeck & Rachlin, 2010). Diese Diskussion würde hier den Rahmen sprengen. Es soll lediglich auf die Herkunft des Konzepts eingegangen werden, sowie auf einige wichtige Funktionen und Eigenschaften des Organismus, die – sieht man sie personzentriert – mit der Aktualisierungstendenz in unmittelbarem Zusammenhang stehen.

Begrifflich geht ‚Aktualisierungstendenz‘ auf die organismische Theorie von Kurt Goldstein zurück. Rogers verweist aber auch auf Maslow, Gendlin, Angyal, Snygg und Combs und bezieht jeweils aktuelle Entwicklungen in den Naturwissenschaften mit ein (vgl. Stumm & Kriz in Stumm et al., 2003, S. 18). Er definiert: „Der Begriff bezeichnet die dem Organismus innewohnende Tendenz zur Entwicklung all seiner Möglichkeiten; und zwar so, dass sie der Erhaltung oder Förderung des Organismus dienen. (...) Der Begriff beinhaltet die Tendenz des Organismus zur *Differenzierung* seiner selbst und seiner Funktionen, er beinhaltet Erweiterung im Sinne von *Wachstum*, die Steigerung der Effektivität durch den Gebrauch von Werkzeugen und die Ausweitung und Verbesserung durch Reproduktion. Dies meint die Entwicklung hin zu *Autonomie* und weg von Heteronomie oder der Kontrolle durch äußere Zwänge.“ (Rogers, 1959/1987, S. 21–22, Hervorhebungen K. W.)

Einige Facetten der Aktualisierungstendenz haben Entsprechungen in den Beschreibungen dessen, was gemäß der Biologie einen lebenden Organismus ausmacht: Dieser ist immer damit beschäftigt, das, was er an Potenzial mitbekommen hat, im Sinne von Wachstum und Differenzierung zu entwickeln (in der Sprache der Biologie: „seinen Genotyp bestmöglich zu realisieren“). Dieses Streben kann von außen weder erzeugt noch in seiner Richtung

gesteuert werden („Entwicklungshomöostase“, „Entwicklungsautonomie“) (vgl. Czihak et al., 1990/1976, S. 324–327). Und Organismen haben die Fähigkeit zu Selbstregulation und Homöostase (vgl. Thoms, 2005, S. 4; Kather, 2003, S. 112–113).

Die Aktualisierungstendenz ist das entscheidende Kriterium für die Beantwortung der Frage, ob „ein bestimmter Organismus lebendig ist oder tot“ (Rogers, 1977/1978, S. 239). Tudor und Worrall (2006, S. 87) heben diese grundlegende Qualität sprachlich hervor, indem sie sagen, dass ein Organismus nicht eine Aktualisierungstendenz *hat*, oder auch *eine* Aktualisierungstendenz hat, so wie man einen Arm oder ein Krebsgeschwür oder fürchterliche Kopfschmerzen hat, sondern dass der Organismus eine Aktualisierungstendenz *ist*. „Die Aktualisierungstendenz ist dann funktionell synonym mit Leben“ (Tudor & Worrall, 2006, S. 87). Sie setzen diese Tatsache unmittelbar in Beziehung zur therapeutischen Arbeit: die Rolle des Therapeuten besteht darin, für das Leben des individuellen Organismus förderliche Bedingungen zu schaffen. Die Aktualisierungstendenz ist einfach eine der Eigenschaften des Organismus und als solche ähnlich zu sehen wie z. B. das Gewicht in Beziehung zur Schwerkraft: Wenn wir von einer Leiter aus einen Schritt ins Leere machen, fallen wir. Wären wir auf dem Mond oder am Meeresgrund, so würde die Schwerkraft anders wirken, und unser Fall anders verlaufen. Je nach Umweltsituation ist demnach ein unterschiedliches Maß an Aktualisierung möglich (vgl. ebenda).

5.3.1. Zum Thema Wachstum und Differenzierung

Nicht alle Autoren sehen die Begriffe Wachstum und Differenzierung im Personzentrierten Ansatz als vereinbar mit deren biologischen Entsprechungen. So weist Finke (2002, S. 27–28) auf den speziell humanistischen Aspekt hin, den es angesichts aller biologischen Analogien nicht aus den Augen zu verlieren gelte. „Aus der Perspektive der Humanistischen Psychologie ist die Selbstverwirklichung nicht als ein naturhaft-subjektloses Wachstum, wie selbstorganisiert auch immer, sondern als personaler Akt, als Entscheidungsprozess für das innere Schicksal, als Entschlossenheit für die eigenen Seinsmöglichkeiten zu definieren“ (Finke, 2002, S. 29). Der Begriff „Wachstum“ muss nach Ansicht Finkes „aus der Perspektive der Humanistischen Psychologie etwas ganz anderes bedeuten als in der Biologie.“ (Finke, 2002, S. 30).

Ich denke, dass ein der „Natur des Menschen“ entsprechendes Wachstum sehr wohl ein Ringen eines Subjekts sein kann bzw. muss, ohne dass das in irgendeinem Gegensatz zur Biologie⁶ steht. Der

6 Wie Hüther (2004, S. 100) zeigt, kann „Wachstum“ selbst aus biologischer Sicht höchst unterschiedliche Ebenen aufweisen. Abgesehen davon stellt sich die Frage, wie weit die Kritik an Rogers' Vorstellungen von Wachstum nicht auch – zumindest unterschwellig – mit den derzeit oft heftigen Gefühlen gegenüber Fortschrittsglauben und Wirtschaftswachstum in Zusammenhang steht. Jedenfalls scheint mir diesbezüglich Achtsamkeit angebracht: Politik hat schon viele Begriffe unbrauchbar gemacht.

„Organismus Mensch“ wächst anders, ist anders, als der „Organismus Pflanze“. Die Frage scheint mir eher darin zu bestehen, was es über die Themen und Begriffe der Biologie hinaus braucht, um auf eben dieser Ebene menschlichen Ringens um Wachstum zu arbeiten und darüber zu kommunizieren. Hier sind die Unterschiede ebenso groß wie im Fall von Biologie und Physik. Rogers hat Pflanzen als Metapher verwendet. Sofern man den Menschen nicht darauf reduziert und die Grenzen des Bildes beachtet, scheint mir das legitim – und vor allem einfach Ausdruck dafür, dass Rogers sein Hauptaugenmerk nicht, wie im europäischen Existenzialismus, auf das Schwierige und Einsame, das „Geworfensein“ des menschlichen Daseins und auf die Last der Verantwortung richtet, sondern auf das, was es an vertrauenswürdiger Basis im Menschen gibt. Das ist eine Entscheidung, ein gewählter Fokus, und die Analogie des Wachstums in der Natur illustriert diesen Standpunkt. Dass Organismen eine Tendenz zu Wachstum und Differenzierung aufweisen, ist biologisches Faktum. Wie weit ein Fokus auf das Vertrauen in eine solche Tendenz im Menschen (unter Berücksichtigung all dessen, was diesen Wachstumsbegriff vom biologischen unterscheiden mag) als Basis eines Therapieansatzes dem Humanistischen Paradigma entspricht oder auch nicht, ist eine Diskussion, und läuft letztlich auf eine jeweils persönliche Antwort auf Rogers' Frage nach der „Natur des Menschen“ hinaus.

5.3.2. Organismische Bewertung und Weisheit des Organismus

Das Personzentrierte Konzept geht davon aus, dass sich jeder Mensch permanent in einem organismischen Bewertungsprozess befindet. Rogers (1959/1987, S. 37) definiert diesen als „(...) einen fortwährenden Prozess, in welchem Werte niemals endgültig fixiert sind, sondern Erfahrungen exakt symbolisiert und kontinuierlich in Hinblick auf die erlebte organismische Erfahrung bewertet werden. Der Organismus erlebt Befriedigung durch jene Stimuli oder Verhaltensweisen, die den Organismus und das Selbst erhalten und fördern und zwar gleichermaßen in der Gegenwart als auch auf lange Sicht. Die Aktualisierungstendenz ist hier das Kriterium.“

Bereits Goldstein hat sich mit dem Phänomen der Bewertung befasst und es sogar auf sehr bewusstseinsferner Ebene bei seinen Forschungsarbeiten über Reflexe gefunden. Er spricht auch die Autonomie an, mit der Bewertung im Organismus stattfindet (Goldstein, 1934/1995, S. 72–73). In der heutigen Neurobiologie thematisiert z. B. Hüther die Bewertung, die in Lebewesen laufend stattfindet. Ihm zufolge bilden „innere Bilder“ die Basis der Bewertung: „Eine Zelle, ein Organismus oder eine Gesellschaft muss (...) nicht nur ‚merken‘, dass ‚irgendetwas nicht mehr stimmt‘, sondern muss auch in der Lage sein, anhand eines bereits vorhandenen Messfühlers oder Maßstabes – also anhand eines inneren Bildes davon, wie es sein sollte – zu ‚entscheiden‘, ob und wie jetzt zu reagieren oder zu handeln ist.“ (Hüther, 2004, S. 83).

Wesentlich erscheint mir, dass Rogers „die Wichtigkeit der Verschränkung von körperlich-emotionaler Empfindung und rationaler Abwägung möglichst aller verfügbaren Informationen“ betont (Stumm und Kriz, 2003, S. 220). Die „organismische Bewertung“ wird manchmal dem Intellekt gegenübergestellt, ja übergeordnet; zumindest in ihrer ganzheitlicheren Form ist sie jedoch als ein „Gesamtpaket menschlicher Urteilsfähigkeit“ (ebenda) zu sehen: Die zu Beginn dieses Kapitels zitierte Definition von Rogers beinhaltet auch „exakte Symbolisierung“.

Im Übrigen stehen wir hier vor einer ähnlichen terminologischen Problematik wie bei „Erfahrung“ und „organismischer Erfahrung“. Bewertung als solche kann auch lediglich aufgrund von Beziehungserleben und ohne Bezug auf eigenes direktes Erleben einer Situation stattfinden. Ausschlaggebend ist in diesem Zusammenhang der „Ort der Bewertung.“ Dieser kann in anderen Personen zu finden sein, deren Bewertung übernommen wird. Im Gegensatz zu diesen „unverdauten“ Werten, die an eine Beziehungserfahrung, jedoch nicht an sonstiges eigenes unmittelbares Erleben gebunden sind, hat die organismische Bewertung immer mit der konkreten, persönlichen, „organismischen Erfahrung“ zu tun. Der „Ort der Bewertung“ ist im eigenen Organismus zu finden und nicht nur der „fertige“ Wert (der ja auch dann in bestimmten Neuronenkonstellationen in meinem Gehirn sein Substrat hat, wenn der Ort der Bewertung außerhalb liegt). Werte zu übernehmen, kann jedoch auch eine „gesamtorganismisch“ für sinnvoll befundene Maßnahme sein – man könnte es wohl auch als eine Art Energiesparmodus ansehen. Schließlich ist nicht jeder übernommene Wert „falsch“, unsere Kultur wäre ohne das Wissen unserer Vorfahren und Mitmenschen nicht möglich. Jeweils alles zu überprüfen, bedeutet auch viel Aufwand. Wie Finke (2002, S. 30) betont, ist der „organismische Bewertungsprozess (...) keinesfalls naturwüchsig, vielmehr ist er auf weite Strecken das Produkt einer Kulturgeschichte.“ Die menschliche organismische Bewertung ist sicherlich nicht mit der pflanzlichen zu vergleichen. Kulturgeschichte ist ein emergierendes Spezifikum des Organismus Mensch und nur in diesem Sinne „naturwüchsig“.

Ich sehe organismische Bewertung als eine äußerst komplexe Angelegenheit, ein Resultat unzähliger Subbewertungen, und eine Form von selbstorganisiertem Prozess. Es gibt stets mehrere Ebenen: z. B. eine, auf der die sozusagen „organisch-organismische“ Bedeutung eines Reizes bewertet wird (z. B. ich rieche etwas, habe spontan Gusto darauf, und spüre, dass mir das jetzt gut tun würde), eine selbstkonzeptbezogene („du darfst nicht so gierig sein“, hat Mama immer gesagt, „und außerdem willst du ja nicht dick werden!“) und eine „gesamtorganismische“ (die alle Ebenen der Problemstellung in Erwägung zieht und letztlich entscheidet, es nicht zu essen, weil ich mir sonst Ärger mit dem Häuptling einhandle, dem diese Art Nahrung in der Stammeskultur meines Urlaubslandes vorbehalten ist – Erhaltung vor Entfaltung). „Die organismische Bewertung“ zu sagen, scheint mir in den meisten Fällen eine vereinfachende Zusammenfassung des Geschehens zu sein.

6. Resümee

Den Organismus als Basis personenzentrierter Theorie und Praxis zu sehen, erdet und hält zugleich in Bewegung. Es scheint mir gut geeignet zu sein, eine Erstarrung in fest vorgegebenen Konzepten zu verhindern und die Theoriebildung in Fluss zu halten, denn es bedeutet, immer wieder mit dem eigenen Erleben, mit dem Leben selbst und mit den dazugehörigen Fragen konfrontiert zu sein.

Den Menschen als Organismus zu sehen, reduziert ihn nicht. Es holt jedoch Kontext ins Bild, der lange Zeit zum – meist zu beherrschenden – Hintergrund reduziert wurde: unsere biologischen Voraussetzungen und unsere Umwelt. Dadurch wird der Mensch weder als Individuum unwichtiger, noch unterscheidet er sich deshalb

weniger von anderen Organismen. Es scheint mir vor allem mehr Verantwortung zu bedeuten. Der Mensch ist nicht nur in seine Umwelt „geworfen“, er ist auch nicht einfach von ihr „geprägt“: er ist ein Teil von ihr und er bedingt und gestaltet sie selbst mit. Wir sind nicht so klar definiert, wie wir es (weit entfernt davon, „fully functioning persons“ zu sein und uns auf die ständige Veränderung einlassen zu können, die lebendig sein nun einmal bedeutet) in unserem Bestreben, uns selbst besser zu verstehen, oft gerne hätten. Wir haben „eine Natur“, und wir sind bis zu einem gewissen Grad unsere Umwelt. Und gerade weil das so ist, kommen wir auch als personenzentrierte PsychotherapeutInnen nicht umhin, um unsere eigenen Fragen zu ringen und unsere spezifische Sprache zu entwickeln, um an deren Beantwortung arbeiten und uns darüber austauschen zu können.

Literatur

- Angyal, A. (1941). *Foundations for a science of personality*. New York: Commonwealth Fund.
- Barrett-Lennard, G. T. (1998). *Carl Rogers' helping system*. London: Sage.
- Bauer, J. (2005). *Warum ich fühle, was du fühlst. Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone*. München: Heyne.
- Brockhaus (2006). *Enzyklopädie in 30 Bänden*. Leipzig/Mannheim: F. A. Brockhaus.
- Collins Cobuild (1987). *Pons. English language dictionary*. London and Glasgow: Collins.
- Czihak, G., Langer, H. & Ziegler, H. (Hrsg.) (1990). *Biologie. Ein Lehrbuch* (4. neubearbeitete Aufl.). Berlin: Springer.
- Duden (1996). *Deutsches Universalwörterbuch*. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: Dudenverlag.
- Finke, J. (2002). Das Menschenbild des Personenzentrierten Ansatzes zwischen Humanismus und Naturalismus. *Person*, 6, 2, 26–34.
- Finke, J. (2003). Komplexität und Differenz. *Person*, 7, 1, 89–92.
- Finke, J. (2004). *Gesprächspsychotherapie*. Stuttgart/N.Y.: Thieme (Orig. erschienen 1994: *Empathie und Interaktion. Methodik und Praxis der Gesprächspsychotherapie*. Stuttgart/N.Y.: Thieme)
- Frankel, M., Sommerbeck, L. & Rachlin, H. (2010). Rogers' Concept of the Actualizing Tendency in Relation to Darwinian Theory. *Person-Centered & Experiential Psychotherapies*, 9, 1, 69–80.
- Gendlin, E. T. (1997). *A process model*. New York: Focusing Institute.
- Goldstein, K. (1995). *The organism*. New York: Zone Books. (Orig. erschienen 1934: *Aufbau des Organismus*. Amsterdam).
- Heinerth, K. (2003). Selbst, Selbstkonzept. In G. Stumm, J. Wiltschko & W. Keil (Hrsg.), *Grundbegriffe der Personenzentrierten und Focusing-orientierten Psychotherapie und Beratung* (S. 278–280). Stuttgart: Pfeiffer bei Klett-Cotta.
- Höger, D. (1990). Zur Bedeutung der Ethologie für die Psychotherapie. Aspekte der Aktualisierungstendenz und der Bindungstheorie. In G. Meyer-Cording & G.-W. Speierer (Hrsg.), *Gesundheit und Krankheit. Theorie, Forschung und Praxis der klientenzentrierten Gesprächspsychotherapie heute* (S. 30–53). Köln: GwG.
- Höger, D. (2006). Klientenzentrierte Persönlichkeitstheorie. In J. Eckert, E.-M. Biermann-Ratjen & D. Höger (Hrsg.), *Gesprächspsychotherapie. Lehrbuch für die Praxis* (S. 37–72). Berlin: Springer.
- Hüther, G. (2004). *Die Macht der inneren Bilder*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kabelka, W. (2005). Das Inhumane in Modellen der Selbstorganisation. Über die Dummheit in der Autopoiese und die Brutalität in der Aktualisierungstendenz. *Person*, 9, 2, 113–122.
- Kather, R. (2003). *Was ist Leben? Philosophische Positionen und Perspektiven*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Kriz, J. (1999). *Systemtheorie für Psychotherapeuten, Psychologen und Mediziner*. Wien: Facultas.
- Kriz, J. (2003). Mechanistischer Humanismus statt humanistischer Systemtheorie? *Person*, 7, 1, 82–84.
- Mayr, E. (1998). *Das ist Biologie. Die Wissenschaft des Lebens*. Heidelberg/Berlin: Spektrum.
- Meyers (1987). *Meyers großes Taschenlexikon in 24 Bänden*. Mannheim/Wien/Zürich: B. I.-Taschenbuchverlag.
- Pfeifer, W. (1995). *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*. München: dtv.
- Purton, C. (2004). *Person-centred therapy. The focusing-oriented approach*. Houndmills: Palgrave Macmillan.
- Rogers, C. R. (1951/1983). *Die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie*. Frankfurt/M.: Fischer (Orig. erschienen 1951: *Client-centered therapy. Its current practice, implications, and theory*. Boston: Houghton Mifflin).
- Rogers, C. R. (1957b/1989). A note on 'The nature of man'. *Journal of Counseling Psychology*, 4, 3, 199–203 (auch in: Kirschenbaum H., & Henderson, V. (Eds.) (1989). *The Carl Rogers reader* (pp. 401–408). London: Constable).
- Rogers, C. R. (1959/1987). *Eine Theorie der Psychotherapie, der Persönlichkeit und der zwischenmenschlichen Beziehungen*. Köln: GwG (Orig. erschienen 1959: *A theory of therapy, personality and interpersonal relationships as developed in the client-centered framework*. In S. Koch (Ed.), *Psychology: A study of a science*. Vol. III: Formulations of the person and the social context (pp. 184–256). New York: Mc Graw Hill).

- Rogers, C. R. (1961/1973). *Entwicklung der Persönlichkeit*. Stuttgart: Klett-Cotta (Orig. erschienen 1961: *On becoming a person. A therapist's view of psychotherapy*. Boston: Houghton Mifflin).
- Rogers, C. R. (1970/1974). *Carl Rogers on encounter groups*. New York: Harper & Row. (dt. erschienen 1974: *Encounter-Gruppen. Das Erlebnis der menschlichen Begegnung*. München: Kindler).
- Rogers, C. R. (1977/1978). *On personal power. Inner strength and its revolutionary impact*. London: Constable. (dt. erschienen 1978: *Die Kraft des Guten. Ein Appell zur Selbstverwirklichung*. München: Kindler).
- Rogers, C. R. (1980/1981). *Der neue Mensch*. Stuttgart: Klett-Cotta (umfassenderes Orig. erschienen 1980: *A way of being*. Boston: Houghton Mifflin).
- Rogers, C. R. (1983). *Therapeut und Klient. Grundlagen der Gesprächspsychotherapie*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Rosenberg, R. (1980). Eine Therapie für heute. In C. R. Rogers & R. Rosenberg, *Die Person als Mittelpunkt der Wirklichkeit* (S. 54–74). Stuttgart: Klett-Cotta (Orig. erschienen 1977: *A Pessoa como Centro*. São Paulo: Editora Pedagógica e Universitária).
- Schmid, P.F. (1991). Souveränität und Engagement. Zu einem personenzentrierten Verständnis von „Person“. In C. R. Rogers & P. F. Schmid, *Person-zentriert. Grundlagen von Theorie und Praxis* (S. 15–152). Mainz: Grünewald.
- Schmid, P. F. (1996). *Personzentrierte Gruppenpsychotherapie in der Praxis: Ein Handbuch. Die Kunst der Begegnung*. Paderborn: Junfermann.
- Spielhofer, H. (2001). Organismisches Erleben und Selbst-Erfahrung. Ein Beitrag zur Diskussion der anthropologischen und persönlichkeits-theoretischen Grundlagen im Personenzentrierten Ansatz. *Person*, 5, 1, 5–18.
- Stumm, G. (2000). Organismus. In G. Stumm & A. Pritz (Hrsg.), *Wörterbuch der Psychotherapie* (S. 480). Wien: Springer.
- Stumm, G. & Kriz, J. (2003). Organismus. In G. Stumm, J. Wiltschko & W. Keil (Hrsg.), *Grundbegriffe der Personzentrierten und Focusing-orientierten Psychotherapie und Beratung* (S. 219–221). Stuttgart: Pfeiffer bei Klett-Cotta.
- Sykes, J. B. (Ed.) (1982). *The concise Oxford dictionary of current English*. Oxford: Clarendon Press.
- Thoms, S. (2005). *Ursprung des Lebens*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Thorne, B. (1992). *Carl Rogers*. London: Sage.
- Tudor, K. & Merry, T. (2006). *Dictionary of person-centered psychology*. Ross-on-Wye: PCCS Books.
- Tudor, K. & Worrall, M. (2006). *Person-centred therapy. A clinical philosophy*. London/New York: Routledge.

Autorin:

Karin Wunderlich, Mag. phil., personzentrierte Psychotherapeutin in freier Praxis, Ursprungsberuf Übersetzerin, mehrjährige Tätigkeit an Institutionen für Menschen mit Essstörungen.

Korrespondenzadresse:

Karin Wunderlich
1190 Wien, Sieveringer Straße 98/7
E-Mail: k.wunder@gmx.at